

KUNST CHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

57. JAHRGANG November 2004 HEFT 11

HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E.V.
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

Rezensionen

REBECCA MÜLLER

Sic hostes Ianua frangit. Spolien und Trophäen im mittelalterlichen Genua

Marburger Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte, 5. Weimar, VDG 2002. 306 S., Abb. ISBN 3-89739-269-0

Die Verwendung von Spolien an mittelalterlichen Bauten findet, anders als noch vor einer Generation, inzwischen solch breites Interesse, daß die zahlreichen Publikationen nicht immer zu neuen Einsichten führen. Dabei ist die Thematik weiterhin lohnend, zumal wenn die Fragestellung nicht zu eng gefaßt, der historische Kontext berücksichtigt und das regionale Untersuchungsfeld ergiebig ist. Ein solcher Ansatz wird hier am Beispiel Genuas verfolgt, das, schon von Giorgio Vasari übergangen, auch in der Spolienforschung lange Zeit wenig beachtet wurde. Wieviel sich dabei an Erkenntnis gewinnen läßt, zeigt dieses Buch. Dabei ist Genua an Spolien nicht einmal besonders reich. Gezielte Spolienverwendung

findet sich vor allem an den vier Kirchenneubauten des 12. Jh.s: Kathedrale S. Lorenzo, S. Maria di Castello, SS. Cosma e Damiano und S. Donato, sie alle auf engem Raum innerhalb der frühmittelalterlichen Stadtmauer über dem Hafen. Allerdings bleibt die größte Ansammlung von Spolien, die rund 20 an der Kathedrale vermauerten römischen Sarkophage, unberücksichtigt, da sie nicht mit der Bauphase des 12. Jh.s zu verbinden sei (ihre Einfügung beginnt massiv im frühen 13. Jh.) und der Wissensstand zu weiteren Aussagen nicht ausreiche (S. 18 u. 46): eine bedauerliche und nicht hinreichend begründete Entscheidung. Insofern beansprucht die Autorin nicht, sämtliche Spolien in Genua zu erfassen, ent-

schädigt dafür aber dadurch, daß sie bei der Behandlung der Trophäen andererseits weit über die antiken Stücke hinausgeht.

Die Spolien-Portale der genannten Kirchen sind einander zeitlich, räumlich und typologisch so nahe, daß sie als geschlossene Gruppe behandelt werden. Diesen Kirchen, deren wesentliche, weitgehend übereinstimmende Züge zunächst sorgfältig vorgestellt werden, ist gemeinsam, daß ein antikes Gesims als Türsturz verwendet wird. Dabei wird auf das genaueste untersucht, inwieweit diese Stücke für die Einfügung zugerichtet und ob sie überarbeitet wurden. Etwa am Beispiel von S. Maria di Castello, zunächst Konkathedrale und besonders spolienreich: Um die äußeren Kapitelle des Säulenportals an das Spoliengesims zu binden, werden dessen obere Kymation in getreuer Imitation weitergeführt; auch die den Türsturz seitlich tragenden Konsolen werden mit antikisierender Ornamentik versehen. Solch getreu imitierende Verlängerung von Zierstäben verdient Aufmerksamkeit, da die Antike kaum sonst dem mittelalterlichen Steinmetzen so nah die Hand führt. Natürlich kamen auch andernorts (und schon früher: Zenon-Kapelle Rom S. Prassede) Steinmetzen in die Verlegenheit, Gesimse zu ergänzen; aber die Häufung der Fälle hier ist doch bemerkenswert. Daß das selten befriedigend gelingt, ist naheliegend, zumal der ursprüngliche Sinn, sozusagen die Etymologie der antiken Zierleisten, oft unverstanden blieb (was ein Eierstab oder ein Blattstab bedeutete, konnte man ja vielleicht noch nachvollziehen, aber ein lesbisches Kymation?).

Nicht daß die bisherige Forschung nicht schon ähnliche Beobachtungen gemacht und sämtliche Spolien Genuas festgestellt hätte (C. Dufour Bozzo, C. Franzoni u. a.). Aber es zeichnet diese Arbeit aus, daß sie, konzentriert auf aussagekräftige Stücke, diese mit Präzision auf Überarbeitung, Ergänzung, Imitation untersucht: gut etwa, wie hier die mittelalterliche Überarbeitung des römischen Gesimsstücks an SS. Cosma e Damiano rekonstruiert,

oder überhaupt im Katalog S. 189ff. die Beschreibung der Stücke vorgenommen wird. So kleinteilig muß es gemacht werden, wenn man aus der Spolienforschung Größeres herausholen will.

Bemerkenswert sind, neben jenen wörtlichen Ergänzungen von Spolien, immer die sozusagen selbständigen, nicht angestückten Antiken-Imitationen. Der Türsturz des S. Gottardo-Portals, südliches Seitenportal der Kathedrale, ist keine Spolie, aber ganz *all'antica* gearbeitet, sollte also nicht weniger hermachen als die anderen genannten Portale. Am besten gelang der Perlstab (der zwar unkanonisch wirkt, aber wohl einfach ein Stück des 3. Jh.s zur Vorlage hatte: vgl. M. Wegner, *Ornamente kaiserzeitlicher Bauten Roms*, 1957, S. 49), weniger gut einmal wieder das lesbische Kymation (das übrigens in der Kaiserzeit so viele Varianten entwickelte, daß eine auf mittelalterlicher Arbeit angetroffene unbekannte Form nicht mittelalterliche Neuschöpfung sein muß, sondern eine uns unbekannte antike Vorlage gehabt haben könnte).

Wie man mit Spolien umging, ist aber erst die eine der drei großen Fragen jeder Spolienforschung, die immer auch danach zu fragen hat, *warum* man die Spolie überhaupt wollte, und *woher* man sie hatte. Da die wichtigste Frage von allen, die nach den Motiven der Spolienverwendung, bei Kommunen vom Rang Genuas bald über den Aspekt bequemer, materieller Verwendbarkeit hinaus in »höhere« Sphären von Legitimierung, Mythenbildung, Rom-Bezug führen kann, ist damit die Frage nach der Herkunft der Spolien verbunden. Die Frage nach der Provenienz stellt sich in Genua um so mehr, als sie, meist Einzelstücke von unterschiedlichen Abmessungen und unterschiedlicher Qualität, offensichtlich nicht vom Ort selbst stammen (wo antike Großbauten bisher nicht nachgewiesen sind), sondern überwiegend Import sein müssen. Für eine Seerepublik war das kein Problem.

Woher aber mögen die Spolien beschafft worden sein? Die Vf. neigt dazu, alle ansehnliche-

ren Stücke aus Rom kommen zu lassen. Ein brauchbares Indiz sind die (allerdings wenig qualitätvollen) Marmorintarsien am Spoliengesims von SS. Cosma e Damiano, wie sie den *marmorarii romani* der Zeit geläufig waren, in Ligurien aber nicht vorkommen. Das auch für die restlichen Stücke anzunehmen und »in Analogie dazu davon auszugehen, daß die vier an den Genueser Portalen verwendeten Spolien sämtlich aus Rom stammen« (S. 36), ist denn doch etwas kühn. Nicht leicht zu akzeptieren ist auch die (freilich nicht von der Autorin allein zu verantwortende) allzu leicht vergebene stilkritische Provenienz-Zuweisung »stadtrömisch«, die ja vor allem Qualitätsangabe sein soll (Gesimsfragmente Nr. 1 u. 3, S. 190 u. 193). Bei Sarkophagreliefs oder Kaiserköpfen läßt sich das gewiß beurteilen (aber lieber nicht bei einem Kopf wie dem in S. Fruttuoso S. 162ff., der so stark erodiert ist, daß selbst Fachleute sich lange nicht einmal darüber einigen konnten, ob es sich um einen Hadrian oder einen Antoninus Pius handelt!), bei Gesimsfragmenten aber nicht so eindeutig, daß man weitreichende Folgerungen daraus ziehen dürfte.

Die Folgerungen, die in der Spolienforschung aus der Diagnose 'stadtrömische Arbeit' gezogen werden, sind nämlich immer weitreichend. Und so auch hier. Die Beziehungen, die Genua gegen die Mitte des 12. Jh.s nach Rom unterhielt, um den Einfluß der Rivalin Pisa an der Kurie auszuschalten (Anspruch auf Korsika), und die von der Autorin hier umsichtig einbezogen werden, waren tatsächlich intensiv. Dem hohen Klerus, oder Bischof (dann Erzbischof) Syrus II. selbst, wird hier Vorsatz und Einfluß zugeschrieben, in Rom passende Stücke zu erwerben (besonderer Beziehungen bedurfte es für die Beschaffung von vier Gesimsen nicht einmal: Die waren, anders als die monumentalen Porphyrsäulen damals für Roger II., auf dem römischen Spolienmarkt rasch besorgt), um mit ihrer Einfügung an den Kirchenportalen »eine ständige und enge Verbundenheit mit der Kurie« zu demonstrieren

(S. 41). Einen Eindruck von oder gar Anspruch auf Altehrwürdigkeit haben diese Spolien gewiß vermittelt – aber ob sie tatsächlich als Zeichen enger Verbundenheit mit der römischen Kurie gelesen wurden, also als Bezugnahme nicht auf das Rom der Antike, sondern auf das Papsttum der Gegenwart, ist nicht leicht nachzuvollziehen.

Damit sei den Vermutungen der Autorin, die auf umfassender Kenntnis der Schriftquellen beruhen und stets gewissenhaft Hypothetisches und Sicheres getrennt halten, nicht grundsätzlich widersprochen: Die Figur Caffaros, der 1121 und 1123 *pro servitio civitatis sue* nach Rom und an die Kurie ging (seine Rolle sollte davon abhalten, Kirche und Stadt, Bischof und Kommune allzu stark voneinander abzuheben) und gewiß einen Eindruck von den gerade damals im Bau befindlichen, mit Spolien reichlich versehenen Kirchen Roms empfangen hat, spricht für sich. Damit sei nur hervorgehoben, daß, wie die Vf. gut herausarbeitet, ein auf das antike Rom bezogenes Selbstverständnis der genuesischen Kommune nicht nachzuweisen ist, und daß wir weit von den Sicherheiten entfernt sind, die das – zum Vergleich immer herangezogene – benachbarte Pisa (mit seiner inzwischen beispielhaft gut untersuchten Kathedrale) der Forschung bietet: Ein vielfach nachweisbarer, programmatischer Rom-Bezug, der darum Spolien nicht von irgendwoher, sondern aus Rom brauchte, ergibt sich für Pisa nicht nur aus stilistischen Kriterien (Sarkophage im Camposanto), sondern auch aus in Rom verbliebenen zugehörigen Stücken (Figuralkapitelle Caracallathermen, Delphinfries Basilica Neptuni), und sogar einem Liefervertrag. Um so verdienstvoller, daß sich die Vf. des weniger gut beleuchteten Falles Genua angenommen hat. Weiter als sie wird man für Genua schwerlich kommen können, es sei denn, die außerordentliche Konzentration von Sarkophagen an der Kathedrale gebe noch weitere Aufschlüsse. Erneut bestätigt sich, daß es nicht einfach die

Verfügbarkeit von antiken Stücken vor Ort war, die die Spolienverwendung bestimmte, sondern daß man Spolien wirklich *wollte* und sie sich notfalls von weither beschaffte. Während im 12. Jh. Spolien hier zur Ausstattung von wichtigen Kirchenneubauten dienten, die auch die von der Kommune damals auf Kriegszügen erbeuteten Trophäen aufnahmen, so wurden diese Spolien-Trophäen im 13. Jh., in kennzeichnender Phasenverschiebung, nun überwiegend an der Fassade von Profanbauten der Kommune angebracht. Damit führt die gedankenreiche Arbeit in eine Thematik, die einzubeziehen sich als glücklich erweist: das Trophäenwesen. Und so werden in einem zweiten Teil, und immer vergleichend mit Ideologie und Praxis anderer Städte, die von Genua öffentlich angebrachten Trophäen behandelt, auf die sich die Kommune, *urbis praeclara trophaeis*, viel zugute hielt, und deren Trophäencharakter sie mit beigefügten Inschriften deutlicher dokumentierte als sonst üblich. Dabei geht es um antike wie mittelalterliche Stücke: Das Buch heißt »Spolien und Trophäen«, nicht (was unter italienischen Kommunen ein durchaus praktikabler Titel wäre) »Spolien als Trophäen«, und sagt damit genau, was es tatsächlich nebeneinander behandelt. Also: Woher sind die Trophäen genommen? Was machte sie zu Trophäen geeignet? Was sollen sie, über den präzisen Anlaß ihrer Ausstellung hinaus, eigentlich ausagen?

Trophäen sind *spolia* im ursprünglichen Sinn, »Beutezeichen«. Und dazu eigneten sich gerade Spolien, weil sie von den italienischen Kommunen gern zu Hoheitszeichen erhoben wurden (eine antike Statue als Stadt- oder Gerichtssymbol, ein Säulenstumpf als Verkündigungsort, usw.): Eine Spolie raubte man als Hoheitszeichen, nicht als Kunstwerk; nahm oft ein authentisches Stück eher als ein »schönes« – erst den Muslimen, dann den Pisanern, dann den Venezianern. Die genuesische Trophäen-Praxis vor dem Hintergrund der vene-

zianischen zu betrachten, liegt nahe und erweist sich als lohnend, da die beiden großen Rivalinnen ja gegenseitig, sozusagen spiegelbildlich, Trophäen aufgestellt haben (die Anlässe führen tief in die Handels- und Kriegsgeschichte der italienischen Seemächte und werden so dargeboten, daß der Historiker dem nichts hinzuzufügen hat). Dabei muß auffallen, daß man in Genua vergleichsweise selten Antiken als Trophäen auswählte, sondern handfesten symbolträchtigen Stücken (die natürlich auch andere Städte nicht verschmähten) den Vorzug gab: Hafenketten, Stadttorschlüssel, Markuslöwen, Glocken, ja bloße *lapides* von einem repräsentativen Gebäude des Gegners (S. 213ff.). Man könnte das, mit der Vf., vielleicht tatsächlich daraus erklären, daß Genua eine legitimierende Ursprungslegende erst spät (Ende 13. Jh.: Troja) entwickelte.

Eine Besonderheit Genuas, die hier mit großer Aufmerksamkeit (und in solcher Geschlossenheit zum erstenmal) behandelt wird, ist die Spolienhäufung an einer Familienkirche, dem S. Matteo der Doria. Als eines der großen Adelsgeschlechter an vielen Schlachten führend beteiligt, vergegenwärtigten die Doria ihre Siege durch Einfügen antiker und mittelalterlicher Beutestücke in die eigene Kirchenfassade: Die Zeichen der für (und durch) die Kommune errungenen Siege endeten – ein ziemlich singulärer Fall – gleichwohl an einer 'privaten' Fassade mit monumentaler Beschriftung (wieviele sie lesen konnten, sollte man sich in einer italienischen Handelsstadt nicht fragen: Denen, auf die es ankam, vermittelten sie eine präzise Botschaft). Unter den vermauerten Stücken ist hervorzuheben der Jahreszeitensarkophag für Lamba Doria, Grabstätte und Kriegstrophäe zugleich, dessen beigefügte Inschrift (*Iste angelus captus fuit in gulfo Venetiarum in civitate Scurzole*: An der Identifikation von *angelus* mit dem dargestellten Genius, und somit der Sarkophagspolie, ist, gegen andere Meinungen, mit der Vf.

unbedingt festzuhalten) läßt vermuten, daß man sich den Sarkophag 1298 von Korčula holte (mit überzeugenden Mutmaßungen über die ursprüngliche Anbringung an der Palastfassade, dann freie Aufstellung). Als Zeitpunkt für das Fassadenprogramm (Einfügung des Sarkophags) wird, durch Einbeziehung der Parteiengeschichte Genuas, nicht Lambas Tod 1323, sondern erst die Jahrhundertmitte wahrscheinlich gemacht. Hingegen bleibt die Spolienverwendung an der Grablege der Doria in S. Fruttuoso geringfügig und anspruchslos: Unter den neun Sarkophagen ist nur ein einziger Spolie; angesichts der beliebigen Verfügbarkeit antiker Sarkophage (man denke an den Camposanto in Pisa) legt das die eingehend und vernünftig behandelte Frage nahe, warum es nicht mehr sind. Der Dionysos-Sarkophag gehört auch zu den belegten Fällen, in denen die nachtridentinische Kirche an sei-

nen mythologischen »Fabeln«, »Götzenopfern« und »nackten Frauen« Anstoß nahm und bei der Visitation von 1582 seine Entfernung verfügte.

Dargeboten wird das alles in klarer Sprache und verständlicher, besonnener Argumentation, die sich nicht zu großen Theorien versteigt und auch da, wo in genauem Hinsehen minutiös der mittelalterlichen Überarbeitung eines antiken Gesimses nachgegangen wird, nicht pedantisch wirkt. Die umfassende Denkmäler- und Literaturkenntnis führt allerdings zu langen Anmerkungen, aus denen man sich manches Wesentliche hinauf in den Text gewünscht hätte. Die Arbeit zeigt, wie bei kluger Interpretation, die den historisch-politischen Kontext quellennah einbezieht, auch ein Spolienbestand, der wenig spektakulär ist und lange wenig beachtet wurde, doch zu sprechen beginnt.

Arnold Esch

ROBERTO CECCHI

La basilica di San Marco. La costruzione del IX secolo. Permanenze e trasformazioni

Contributi di Mirella Baldan, Nicoletta Martinelli. Venedig, Marsilio Editori 2003. 174 S. mit 98 Abb., davon zahlr. farbig. ISBN 88-317-8233-9

Die Baugeschichte der Markuskirche in Venedig ist noch immer in einem Maße umstritten, wie das bei einem Bauwerk dieses Ranges nur verwundern kann. Die Ursache dafür liegt nicht an den wesentlichen Daten, die zuverlässig überliefert sind: 828/829, unmittelbar nach dem politisch motivierten Raub der Gebeine des hl. Markus aus Alexandria in Ägypten, ordnete der Doge Giustiniano Partecipazio (oder Particiaco) in seinem Testament die Errichtung der ersten Markuskirche an (»San Marco I«; »Partecipazio-Bau«). Sodann ist für die Jahre 1063-72 eine Bautätigkeit unter dem Dogen Domenico Contarini belegt. Dieser Bau (»San Marco II«; »Contarini-Bau«), wurde im

Jahre 1094 unter dem Dogen Vitale Falier geweiht; bei ihm handelt es sich im wesentlichen um die bestehende Markuskirche. Die Kirche erhebt sich über einem griechischen Kreuz, die Vierung und alle vier Kreuzarme sind überkuppelt. Allerdings hat das Erscheinungsbild des Contarini-Baus vor allem im 13. und 14. Jh. wichtige Änderungen erfahren. Dazu zählen, abgesehen von der reichen Mosaikausstattung, in erster Linie die Anfügung der Vorhallen des westlichen Kreuzarmes, die Errichtung einer Terrasse, um die vier antiken Bronzepferde – die wertvollste Trophäe aus der konstantinopolitanischen Beute von 1204 – an der Fassade aufstellen zu kön-